

Vordringen sozialwissenschaftlicher Methoden in den Geisteswissenschaften. Er wirft ihm vor, hermeneutisch unreflektiert vorzugehen und die umfassenderen Zusammenhänge einer Epoche aus den Augen zu verlieren.

Habermas' Texte werden von einer klaren, konsequenten und genau konstruierten Begrifflichkeit geprägt. Ein Beispiel ist der Begriff "Verfassungspatriotismus," den er ins Spiel bringt bei Diskussionen um eine andere negative Konstante der deutschen Geschichte: das deutsche Nationalgefühl. Dies "gerät mal wieder in Gegensatz zu Fragen republikanischer Gleichheit und sozialer Gerechtigkeit." Stattdessen plädiert er für eine nationale Identität aufgrund eines demokratischen Sicheinigwerdens über eine gesamtdeutsche Verfassung.

Habermas wendet sich gegen eine Beschädigung der politischen Kultur, die darin besteht, die Denkaufgaben, mit denen uns die neuesten Entwicklungen in der DDR konfrontieren, nur aus ökonomischem Blickwinkel zu betrachten oder die politischen Prioritäten bewußt offen zu lassen. Die "Alternativen in der Deutschlandpolitik" müssen seiner Meinung nach "unmißverständlich gestellt und öffentlich diskutiert werden." Die Zukunft der nichtkommunistischen Linken liegt, so heißt es bei der Beantwortung der Frage "Was heißt Sozialismus heute?", vor allem in der Weiterentwicklung des sozialstaatlichen Projekts.

Auch wenn er sich der Begrenzungen der Möglichkeiten, historische Entwicklungen beeinflussen zu können, durchaus bewußt ist, glaubt Habermas, an der Idee der Beeinflußbarkeit solcher Vorgänge festhalten zu müssen und zu können. Viel Grund zu Optimismus bieten seine Überlegungen nicht, obwohl man den Überbringer der Botschaft dafür vielleicht nicht verantwortlich halten sollte. Möglicherweise aber deutet die von Habermas als "neue Intimität zwischen Kultur und Politik" umschriebene Entwicklung eine interessante Tendenzwende im kulturellen Diskurs an, die von der mittlerweile zu einem Literaturstreit gewordenen Christa-Wolf-Kontroverse bestätigt zu werden scheint. Vielleicht wird die Literatur als Folge einer solchen Tendenzwende in der nahen Zukunft wieder eine wichtigere öffentliche und politische Rolle spielen—das sind aber Spekulationen meinerseits.

Carl Niekerk  
Washington University

Heym, Stephan und Werner Heiduczek (Hrsg.). *Die sanfte Revolution*. Leipzig und Weimar: Gustav Kiepenheuer Verlag, 1990, 427 S.

Hier treten sie alle nochmal an, 64 Männer und Frauen stark, die DDR-Schriftsteller in der traditionellen, vertrauten und beliebten Form der Prosaanthologie. Freilich einige Genossen fehlen. Man forscht vergeblich nach Namen wie Kant, Neusch und Panitz. Andererseits sind nun wieder die "Exilanten" wie Jentzsch, Kunert und Loest dabei, rehabilitiert also.

Die Anthologie ist in sechs Einheiten eingeteilt und erstreckt sich von "Unter der bleiernen Decke" (Beitrag von Günter Kunert) bis zum "Abschied von der Illusion" (Beitrag von Friedrich Dieckmann)—ist also ungefähr chronologisch eingerichtet. Es ist dies, mit einem kurzem Nachwort der

eher als der einer Vergangenheits- und Gegenwartsbewältigung, geschweige einer Abrechnung. Die Beiträge beziehen sich sämtlich auf die Ereignisse in der DDR im Herbst 1989 und im Frühjahr 1990. Die 64 Stimmen singen dabei in einem sehr gemischten Chor: vom vierzeiligen Kurzgedicht bis zu 20-seitigen Tagebuchauszügen ist alles vertreten. Schon allein die literarische Varietät macht dieses Buch lesenswert. Verschieden wie die literarische Buntheit sind auch die Einstellungen und Ansichten zur DDR und ihrer Seele, der SED. Vom offenen Bekenntnis zur Partei bis zur abgründigen Abneigung ist alles da. Die Vielfalt intellektueller Repräsentation spricht ebenfalls für die Auswahl. Dabei kristallisiert sich aber dennoch ein Grundton heraus: wenn auch maßlos enttäuscht und ärgerlich, so hatte man doch Sympathie, hat man sie immer noch, für dieses soziale und, auf dem Papier, ach so humane Experiment. Der Abschied von eben dieser Illusion ist meist kein freudiger, eher ein schmerzlicher. Nostalgie stellt sich bereits zu einem Zeitpunkt ein, wo man noch mitten im DDR-spezifischen Umfeld steckt. Der BRD steht man mißtrauisch und skeptisch gegenüber, möchte einen eigenen demokratischen Staat und wenn schon eine deutsche Einheit, dann eine hübsch langsame und neutrale. Merkwürdig wie doch die so nahe Zukunft von nur sechs Monaten, eben die der deutschen Einheit, für die meisten Ossi-Schriftsteller im Frühjahr 1990 noch in weiter Ferne lag. Vielerorts versuchte man demnach sich von einer Illusion in die nächste zu retten. Inzwischen hat man sich wohl von beiden Illusionen verabschieden müssen. Inzwischen geht es für die meisten DDR-Schriftsteller darum, Seiltanzen zu lernen ohne Sicherheitsnetz und teilweise sogar ohne Seil. Adé Illusion. Lakonisch (und etwas banal) stellt Czechowski am Ende fest:

Was hinter uns liegt,  
Wissen wir.  
Was vor uns liegt,  
Wird uns unbekannt bleiben,  
Bis wir es  
Hinter uns haben.

Es ist wohl der Mühe wert, diese Zeilen zu hinterfragen: wissen sie wirklich was hinter ihnen liegt? Denn schon darüber gehen die 64 Meinungen auseinander. Andererseits sollten sie inzwischen gemerkt haben, was vor ihnen liegt: die Anpassung an den realen Kapitalismus. Die wird äußerst schwierig, und so manche der 64 werden sie, wenigstens als hauptberufliche Schriftsteller, nicht schaffen.

Von der Spekulation zurück zur *Sanften Revolution* (auch da schon wieder ein Widerspruch—wie sanft war sie eigentlich, besonders für diejenigen, die mit blauen Augen und Hintern bei der Stasi landeten?); am überzeugendsten, aufregendsten und interessantesten sind die Beiträge, die als Zeitdokumente zu verstehen sind, z.B. die Augenzeugenberichte der Montagsdemonstrationen in Leipzig, der "Zugeführten," der Diskussionsteilnehmer bei SED-Treffen usw., kurz und gut derjenigen also, die mitbestimmten, direkt an den Ereignissen beteiligt waren und sie lenkten. Natürlich sind auch die Momente der Besinnung, des Nachdenkens, des Deutens wichtig. Auf diese Art entsteht in dem Buch ein Spannungsverhältnis zwischen Aktion und Kontemplation, das erfrischend ist. Und trotz dem Ernst der Lage ist viel Ironie dabei, eine Ironie, die aber nicht immer komisch ist, z.B. der Werdegang vieler Parteibonzen: Naziopfer—Richter über die Nazis—SED-Privilegierte—Opfer der Wende.

Ein Beitrag, der mir besonders gut gefiel, ist der von Daniela Dahn "Wir Zettelfalter." (Das Wort "Zettelfalter" bezieht sich auf die Ja-Stimmen bei DDR-Wahlen.) Sie denkt mit bestechender Logik über die DDR-Verhältnisse nach und formuliert frappierend einfach:

Unten hatte Angst vor Oben, und Oben vor Unten. Die Eigendynamik der Diktatur. Aber Angst allein ist auf die Dauer kein ausreichend stabilisierendes Motiv. [...] Es muß auch Nutznießer der Verhältnisse gegeben haben. Und zwar nicht zu wenig. Was haben wir genutznießt und genossen? Die zur Lethargie verführende soziale Sicherheit....

Das trifft wohl den Nagel auf den Kopf. Und nachdenklich stimmt die Einsicht:

Erkoren zu unbescholtenen Richtern sitzen wir da, mit unserem Versagen. Der Wechsel vom rechtlosen Observierten zum bevollmächtigten Ermittler fällt mir schwer.

So wird sie nicht leicht werden, die im Haus stehende Vergangenheitsbewältigung. Denn das was "hinter uns liegt" wird erst noch zu erforschen sein und wird sich noch lange Zeit in das was "vor uns liegt" einmischen. Das was "vor uns liegt" andererseits wird schon an sich kompliziert genug sein. Keine erfreuliche Perspektive, aber eine eben nicht zu umgehende und eine, die Anstrengungen erforderlich macht.

Ob den Ossi-Schriftstellern noch einmal ein gemeinsamer Rückblick gelingen wird? Ein ähnlicher Band im nächsten Frühjahr wäre ebenso interessant wie der vorliegende.

Fritz H. König  
University of Northern Iowa

Kachold, Gabriele. *zügel los. prosatexte*. Berlin und Weimar: Aufbau Verlag, 1989. (Außer der Reihe. Hrsg. von Gerhard Wolf). 175 S.

Kachold (Jahrgang 1953) gehört zu den jungen Autoren, mit denen die ehemalige DDR sich schwer tat. Ihnen hatte der Aufbau Verlag unter der Leitung von Gerhard Wolf eine Reihe "Außer der Reihe" eingeräumt. Der Titel des Buches suggeriert bereits, worin es in diesen Prosatexten geht: um Wunschvorstellungen von einem ungezügelten, unkontrollierten Leben, um Zeugnisse angestauten Frusts, der sich explosionsartig Luft macht. Neu ist dieses Thema sicherlich nicht, denkt man etwa an die alternative literarische Szene der nach 1950 Geborenen von Prenzlauer Berg. Und doch ist Kacholds Sprache originär, heftig, authentisch, die Intensität des Tons häufig dem bewußt Nichtausgefeilten, Entregelten entspringend. Daneben stehen streng durchkomponierte, mit Dialektfetzen durchsetzte assoziative Reihungen, die Chaos in eingefahrene Denkmuster bringen.

Kachold—von Beruf medizinisch-technische Assistentin, Kunsterzieherin, Sachbearbeiterin, Filmemacherin und Kunstproduzentin in einer Frauengruppe—wartet mit authentischen Schilderungen "von einem Jahrstrafvollzug"

(68) in einem Frauengefängnis auf, in dem sie 1977 im Kielwasser der Ereignisse um Biermann wegen Staatsverleumdung inhaftiert war. Dieses Grunderlebnis wird bei ihr zur existentiellen Metapher: Gefangensein und Ausgesetztheit im Erfahrungsbereich der Person und spezifisch der Frau. Feministisch? Kachold, die ihre Erfahrungen als Frau radikal reflektiert, enthält sich feministischer Stereotypen. Sie läßt die Texte für sich selbst sprechen, und die sind übervoll mit differenzierter Analyse der Geschlechterbeziehungen: Sexualität und Triebunterdrückung werden thematisiert, die Doppelbelastung der Frau als Mutter und Berufstätige, sexuelle und politische Selbstbehauptung. Eine geschlechtsbezogene Schlüsselerfahrung Kacholds: "und wie sollst du mich auch begriffen haben wenn du mich nur verwechselt hast" (43).

Ausgehend vom traumatischen Erlebnis des Gefangenseins ("das andere," 57) und des drohenden Ich-Verlustes entwickelt Kachold Leit motive, die fast all ihre Texte durchdringen. Das Wort "Blut" etwa—"der saft des Lebens" (62)—und seine vielfältigen semantischen Ausformungen und Verformungen (blutlos, verbluten, ausbluten etc.) wären hier zu erwähnen, existentielle Kürzel für einen radikal analysierten Zustand gezügelten "unbehaust" (22)-Seins. Kachold schrieb ihre Texte in einer Zeitspanne von etwa sechs Jahren (von 1982-1987). Die Kapitel "tage" (1982/83), "heimatwürze" (1984/86) und "was" (1985/86) erwecken den Eindruck des Abgerundeten. "zügel los" (1987) und "aus einem fortlaufenden text" (1984) dagegen belassen es beim "ungehemmten" Bewußtseinsstrom, beim spontan formulierten, Hastigen. Vom "aufgerissenen Mund der zügellosen Geste" spricht Gerhard Wolf in einem "Vorwort." Konzipiert sind Kacholds Texte im Tone eines Schreis, eines erstickenden Schreis, eines unterdrückten Schreis: ungehemmt wütend, verhalten oder illusionslos leise, aber immer aufrichtig und waghalsig. Die Sprache wirkt zersetzend. Weltanschauliche und sprachliche Kompromißlosigkeit wird zum Zeugnis der Selbstbehauptung und Selbstfindung. Ein erzählendes Ich schreibt sich frei: "alles machen um etwas zu machen vor dem schreiben fliehen um beim schreiben zu landen" (28).

Der mit Christa Wolfs Text *Was bleibt* vertraute Leser wird sich der jungen Frau erinnern, die die in ihrer Initiative gehemmte, erstarrte Schriftstellerin besucht. Das Vorbild für diese alternative Gegenfigur, die rücksichtslos lebt, könnte Gabriele Kachold gewesen sein. Ihr politisches Credo ist der Älteren ein "vom Ursprung her Verwandtes und ganz und gar Fremdes." Bei Kachold liest sich das folgendermaßen: "wir brauchen euch nicht, denn ihr lebt ohne uns, wir sind die fruchtlos, sinnlos nachgeborenen. aber, übersehen könnt ihr uns nicht und: vergessen könnt ihr uns nicht. denn wir sind euch eine andere form von hoffnung" (81).

Gabriele Kachold macht es dem Leser nicht leicht. Er muß sich—oftmals mühsam—in ihre Texte einlesen, sich diese bearbeiten. Wer sich die Mühe macht, gerät in den Bann jener grenzenlosen Risikobereitschaft und Kompromißlosigkeit, die ein Stück DDR-Geschichte erschließen.

Christine Cosentino  
Rutgers University